

Leseprobe



Dem Himmel so nah

Das kleine Buch der Ermutigungen

120 Seiten, 10,5 x 15,5 cm, gebunden

ISBN 9783746243443

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2015

Inhalt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell
auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm,
zu Neuerscheinungen und Aktionen.
Einfach anmelden unter www.st-benno.de.

ISBN 978-3-7462-4344-3

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Umschlaggestaltung: Ulrike Vetter, Leipzig
Gesamtherstellung: Kontext, Lemsel (A)

Unsere Sehnsucht und das Geheimnis der Berge	6
Aufstieg zum Himmel – Wege zur Erde	37
Das Geheimnis des Schauens beim Gehen	61
Ankommen und erreichen – das Gipfelkreuz vor Augen	81
Von den Bergen lernen – Stille und Weite fühlen	101



Lobet den Herrn alle Berge

Ein Blick in die Psalmen

LUDWIG GSCHWIND

Die Psalmen sind die Lieder des alttestamentlichen Gottesvolkes. Sie wurden gesungen auf den Wallfahrten. Sie wurden gesungen im Tempel. Sie wurden gesungen, als Israel in die Babylonische Gefangenschaft weggeführt wurde. Sie wurden gesungen, als Israel wieder heimkehren durfte. Sie wurden gesungen, als man den Tempel wieder aufbaute. Sie wurden gesungen, als Jesus mit Maria und Josef zum Tempel nach Jerusalem pilgerte. Sie wurden gesungen in der Synagoge von Nazareth.

Die Psalmen sind ein Gebetsschatz, den auch das neutestamentliche Gottesvolk pflegt. Im Chorgebet der Mönche und Ordensfrauen, im Stundengebet der Kirche, zu dem die Priester verpflichtet sind, werden Woche für Woche die 150 Psalmen gebetet. Sie drücken Freud und Leid aus, innere Not und Ängste, Glück und Erfüllung. Die Psalmen decken die ganze Breite menschlichen Lebens ab, deshalb bringen sie Gottes Schöpfung bei ihrem Lobpreis immer wieder zur Sprache.

Wenn der Psalmist von den Bergen spricht, dann spürt man sein Staunen über die machtvollen Erhebungen. Er betet: „Ich hebe meine Augen zu den Bergen empor: Woher wird mir Hilfe kommen? Die Hilfe kommt mir vom Herrn, der Himmel und Erde geschaffen“ (Ps 121,1 f.). Gottes Allmacht kommt in den Bergen zum Ausdruck. Die Berge sind geschaffen, um auf ihre Weise Gott zu loben. Der Psalmist hat keinen Zweifel, dass Gott die Berge auch vernichten kann. Nur ein Wort und sie würden im Meer versinken. Nur ein Wort und sie wären für immer verschwunden. Auch wenn die Berge als Schutz empfunden werden, „wie rings umge-

ben, also umgibt der Herr sein Volk, jetzt und in Ewigkeit“ (Ps 125,2), so ruht doch die Hoffnung nicht auf diesem natürlichen Schutz, sondern „Der Herr ist uns Zuflucht und Kraft, Helfer in Drangsal und hoch bewährt. So bangen wir nicht, wenn die Erde wankt, die Berge in Tiefen des Meeres sinken. Es mögen die Wasser toben und schäumen, die Berge von ihrem Anprall erbeben: Der Herr der Heerscharen ist mit uns, Jakobs Gott ist unser Schutz“ (Ps 46,1-4).

Unter allen Bergen hat Gott einen Berg erwählt, ihn hat er zu seiner heiligen Stätte erkoren: den Berg Sion in Jerusalem.

„Der Herr hat Sion erwählt, zu seinem Sitz erkoren. Dies ist der Ort meiner Ruhe in Ewigkeit: An ihm will ich wohnen. Ich habe ihn erkoren ... Davids Macht will ich hier erhöhen“ (Ps 131,12 ff.). Zu diesem heiligen Berg dürfen nur jene hinaufsteigen, die schuldlose Hände haben und ein reines Herz, heißt es im Psalm 24. Der Sionsberg mit der Burg Davids und dem Tempel des Herrn wird als uneinnehmbar betrachtet: „Gott hat in seiner Burg als sicheren Schutz sich bezeugt. Siehe, Könige kamen zusammen, stürmten gemeinsam heran. Aber sie hatten

kaum auf die Stadt geblickt, da erstarrten sie, wurden verstört und wendeten sich zur Flucht ... Wir denken, o Gott, deiner Gnade, in deines Tempels Hallen“ (Ps 48, 4 ff.). Der Psalmist weiß noch nichts von der Zerstörung des Tempels und der Eroberung durch die Babylonier. Erst recht weiß er nichts von der endgültigen Zerstörung Jerusalems durch die Römer.

Man kann sich vorstellen, mit welcher Wehmut die Israeliten an den Flüssen Babylons saßen und sich an ihre Heimat erinnerten, wenn sie sangen: „Gott, auf dem Sion gebührt dir Lobgesang; jeder soll seine Gelübde entrichten. Dir, dem Erhörer der Bitten“ (Ps 65,1 f.). Sie sehnten sich zurück nach der Heiligen Stadt Jerusalem und den Berg Sion, „wo es dem Herrn gefallen, Wohnung zu nehmen, ja wo er wohnt für alle Zeit“ (Ps 68,17).

Aufstieg zum Himmel – Wege zur Erde



Das Geheimnis
des Vorwärtkommens
liegt darin,
den ersten Schritt zu tun.

MARK TWAIN



Der große Spreizschritt

REINHOLD STECHER

Das muss ich ganz offen gestehen: Es war keineswegs so, dass ich mit gelassenen Überlegenheitsgefühlen vor der großen Bergwand gestanden bin. Der Bergführer, dem ich mich anvertraut hatte und der zu den besten Kletterern Grödens zählte, sah das sicher anders. Für ihn war die Route über Kamine und Türme, die Bänder und Verschneidungen ein alltäglicher Gang.

Es war am frühen Morgen. Über den Gipfelgrat tausend Meter weiter oben streifte das erste Morgenlicht. Dieser Gipfel war mein Traum, seit Jahren. Aber eben – da war davor die Wand.

Ich war kein Gigant der Kletterkunst. Wenn ich meine Gefühle vornehm ausdrücken wollte, würde ich die Worte „tiefer Respekt“ wählen. Bergsteiger haben für derartige Gemütszustände kraftvollere Ausdrücke, die sich aber in bischöflichen Editionen nicht gut ausnehmen. Ein Trost blieb mir: Ich war der Zweite am Seil. Und so stiegen wir ein.

Eigentlich ging es viel besser, als ich erwartet hatte. Anscheinend ist die Vor-Angst ähnlich der Vor-Freude – ein bisschen überdimensioniert. Seillänge um Seillänge ging es aufwärts. Mein Führer fand in dem Gewirr der Wand immer wieder die auch für mich gangbare Route. Von Standplatz zu Standplatz weitete sich der Blick über die Dolomiten und die Zillertaler; der Hochgall und der Großglockner winkten schon aus der Ferne. Wir kamen in die Sonne, die Felsen wärmten auf, bis wir im obersten Teil der Wand standen, auf einem schmalen, 20 cm breiten Band. (Dem gütigen Gott sei Dank, dass er bei der Erschaffung der Dolomitenwände immer wieder diese quer laufenden Bänder eingeplant hat. Sie sind wunderbare Verschnaufplätze.) Ich habe gewusst, dass wir auf diesem

Band queren müssen – und dann wartete noch ein Kamin, der zum Gipfel hinaufführte. Aber hier kam nun der Schock.

Mein Führer sagte plötzlich ganz ruhig: „Den Kamin können wir heute nicht gehen. Er ist ver-eist ...“

„Und wo gehen wir dann?“, fragte ich etwas be-unruhigt.

„Da!“, sagte er und wies mit der Hand senkrecht über uns hinauf. Die Wand stieg kleingriffig empor und wuchtete sich dann in einem mächtigen Überhang über uns.

„Tut mir leid“, sagte ich, „das geht weit über meine Verhältnisse. Ich klettere keinen Überhang.“

„Nein, nein“, meinte er beruhigend, „nicht über den Überhang. Links davon kommt man durch. Darüber quert man nach rechts – und dann kommt ein guter Kamin!“

Der Bergführer ging auf die Wand zu, mit jener spielerischen Leichtigkeit, die ich nie zusammenbrachte, und verschwand dann aus dem Blick. Das 50-Meter-Seil lief weiter. Aber nach etwa 30 Metern stockte es.

Allmählich beschlich mich eine emporkriechen-

de Panik. Wenn dieses Kletterass schon zaudert – was ist dann mit mir? Also rief ich: „He, was ist los?“ über den Überhang hinauf und bemühte mich, im Stimmfall keine überdimensionierte Besorgnis zu zeigen, was nicht ganz gelang.

„Keine Sorge“, rief er herunter, „hier ist nur ein großer Spreizschritt. Da muss man halt ein bisschen aufpassen ...“ Und dann lief das Seil weiter, und schließlich kam der Ruf: „Nachkommen!“ Und so versuchte ich es auch.

Ein Glück war, dass der Fels mit den kleinen Griffen und Tritten so wunderbar verlässlich war – und noch beruhigender war der Gedanke, dass über mir einer sicherte.

Auch die Querung über dem mir so unheimlichen Überhang ging unschwer – und dann tat sich der Riss mit dem großen Spreizschritt auf. Da muss man vorher Atem holen. Es kommt der Augenblick, wo zwar ein Kletterschuh noch am Felsen klebt, aber der andere schwebt in der Luft, bis er drüben aufsetzt. Meine Spannweite, die nicht sehr groß ist, reichte gerade. Da geht der Blick zwischen den Beinen durch. Tausend Meter weiter unten sonnte sich das Hotel, von dem wir aufgebrochen sind. Es war eine Tal-

sicht eigener Art. Aus dieser Perspektive hatte ich noch kein Panorama betrachtet.

Der folgende Kamin war dann wieder problemlos. Wie ich keuchend bei meinem Seilgefährten ankomme, sage ich nur ein wenig vorwurfsvoll: „Aber das war kein Vierer – wie versprochen ...“

„Nein“, sagt er, „das war ein bissl mehr.“

Aber ich war so heilfroh, dass ich alles hinter mir hatte. Bis zum Gipfel war es nur noch ein Sprung. Der große Spreizschritt. Manchmal gehen die Gedanken zu solchen Augenblicken zurück, die sich mit nicht sehr rühmlichen Angstgefühlen und einer heimlichen Freude, drübergekommen zu sein, eingepägt haben. Solche Augenblicke bergen einen Hauch von Grenzerfahrung, von Wagen und Hoffen und dem so wohltuenden Gefühl, von einem Könnern gesichert zu sein, der da droben das Seil durch den Karabiner laufen lässt und in Sekundenschnelle die Bremse ziehen wird, wenn ich falle.

Von dem breiten Riss in der Tausendmeterwand wandern die Gedanken zu anderen Augenblicken im Leben, die auch ein Wagnis fordern und einen Schritt ins Ungewisse und das Risiko

des Scheiterns bergen, Augenblicke mit folgen-schweren Entscheidungen, vor denen man sich fürchtet, weil man eben als Mensch nicht gerne in der Luft hängt. Es sind Augenblicke, in denen man das Leben zwischen Einstieg und Gipfel überschaut, wie bei dem Talblick zwischen den gespreizten Beinen hindurch hinunter auf die grünen Almwiesen der Kindheit.

Es sind die Augenblicke, von denen sehr viel abhängt – und die man nicht mit Hochgefühlen erlebt.

Manchmal verlangt einfach der Glaube diesen Spreizschritt.

Das Jasagen zu den großen Geheimnissen, zu diesem unendlichen Wesen, das wogende Liebe ist, zu seiner Realität in Schöpfung und Geschichte, in der Hostie und in mir – nein, das ist kein gemütlicher Quergang auf einem Schotterband –, da ist auf einmal ein Riss, und es geht einem wie einst Petrus, der nichts anderes mehr zu sagen wusste als „Wohin sollen wir gehen, du allein hast Worte des ewigen Lebens ...“

Und dann zwingt das Leben wiederum zum Spreizschritt bei Entscheidungen für weitreichende Bindungen persönlicher Art, für eine be-

siegelte und nicht mehr zu widerrufende Liebe, für eine große Aufgabe. Ich glaube, dass es keinen menschlich rechten Weg durchs Leben und keine Route zu Gott gibt – ohne Spreizschritte des Wagens.

Vielleicht kann man, ohne ungerecht zu sein, sagen, dass unsere satte, bürgerliche, gesicherte und bequeme Welt für Spreizschritte nicht viel übrig hat. Ich meine für existenzielle Spreizschritte, die etwas ganz anderes sind als „no risk, no fun“. Unsere Welt ist eher eine Welt der Lifte, der Rolltreppen, der Polstersitze und der Autobahnen, der Versicherungspolice und der Garantien für alles und jedes.

Aber wir sollten bei gewagten Spreizschritten jenen Trost nicht vergessen, der mir auch in der großen Wand geblieben ist: Wir hängen immer am Seil. Auf der Kletterleiter des Lebens sind wir immer die Zweiten. Immer ist einer voraus, den wir nicht sehen und der uns sichert an Haken, die nicht ausbrechen, und mit Karabinern, die alles halten. Das unzerreißbare Perlon, an dem unsere so fragwürdige Existenz hängt, ist die Gnade, dieser aus tausend Fäden der Liebe gewobene Halt.

Man muss sich das immer wieder sagen, denn vor dem Gipfel wird sicher noch der eine oder andere Spreizschritt fällig werden, da bin ich mir ganz sicher. Und ich schaue diesem Spreizschritten genauso wenig heroisch entgegen wie dem in der Tausendmeterwand.

Sommerschwüle I

JOSEPH VON EICHENDORFF

Ich klimm zum Berg und schau zur niedern Erde,
ich klimm hinab und schau die Berge an,
süß-melancholisch spitzt sich die Gebärde
und gift'ge Weltverachtung ficht mich an;
doch will aus Schmerz und Hass nichts Rechtes
werden.

Ermanne Dich! – Ich bin doch wohl ein Mann? –
Und ach, wie träge Silb' aus Silbe schleicht,
mit Not hab' ich den letzten Reim erreicht.

O weg mit Reim und Leierklang und Singen!
Fass, Leben, wieder mich lebendig an!
Mit deiner Woge will ich freudig ringen,
die tief mich stürzt, hebt mich auch himmelan.
Im Sturme spannt der Adler seine Schwingen –
blas zu, da spür ich wieder, dass ich Mann!
Viel lieber will ich raschen Tod erwerben,
als, so verschmachtend, lebenslang zu sterben.



Auf den Berg

LUIS TRENKER

Was ist denn das Bergsteigen anderes als ein Sichlösen vom materiellen Alltag, eine selbst gewählte Bestätigung für Körper und Geist in freier Natur, ein Ausruhen von der maschinellen Betriebsamkeit unserer Städte, deren gefährlichste Krankheit ein gnadenloser Materialismus ist. In dieser unserer, von Oberflächlichkeit und rastloser Unruhe bedrohten Zeit ist der Weg zum tief empfundenen Bergerlebnis eines der heilsamsten Mittel, sich von der Hast und Wirrnis der Tage zu befreien. Wenn es auch immer wieder Unkenrufe gibt, die das Ende des Alpinismus voraussagen, wir weigern uns

jedenfalls, das Leben nach den zweifelhaften Prognosen bergfremder Kritiker auszurichten, denn die Liebe zu den Bergen wird bleiben, solange es Menschen gibt, die ihre Schönheit sehen.

Jede Generation wird neue Wege gehen, auch wenn es Auseinandersetzungen zwischen Alten und Jungen, klassisch alpin oder technisch extrem Eingestelltem gibt, die als Beweis der ungebrochenen Kraft einer nachdrängenden Jugend gelten mögen. Uralt ist neben der schutzbietenden Gewalt des Gebirges seine lockende Kraft, seine Fähigkeit zur Entfesselung unserer Sehnsucht und Fantasie.

Je nüchterner und kälter die Welt wird, desto lauter wird der Ruf nach einem Bereich der Stille, der Einsamkeit und Einkehr werden und der Alpinismus dann nur in den Augen derer „unnützlich“ sein, die im verhängnisvollen Irrtum eines grenzenlosen technischen Fortschritts verharren.

Im Bergwald

OTTO GILLEN

Wald, steigender Wald, Gipfelwald.
Und plötzlich fühle ich – die Stille.
Verhaltenen Atems schließe ich die Augen,
lausche ...

Wenn jetzt ein Vogel vorüberflöge!
Wenn sich ein Blatt knisternd löste!
Ich breite die Arme, ich halte das Gesicht hin,
jede Pore ist Ohr.

Ich bin erstarrt vor Lauschen,
und die Stille wächst ungeheuer um mich auf.
Ich bin Baum unter Bäumen,
Saite der großen Harfe,
durch die weiße Lichthände gehen

Ich will heraus aus dieser Stadt

GERRIT ENGELKE

Ich weiß, dass Berge auf mich warten,
draußen – weit –
und Wald und Winterfeld und Wiesengarten
voll Gotteinsamkeit –

Weiß, dass für mich ein Wind durch Wälder dringt,
so lange schon –
dass Schnee fällt, dass der Mond nachtleise singt
den Ewig-Ton –

Fühle, dass nachts Wolken schwellen,
Bäume,
dass Ebenen, Gebirge wellen
in meine Träume –

Die Winterberge, meine Berge tönen –
Wälder sind verschneit –
Ich will hinaus, mit Euch mich zu versöhnen,
ich will heraus aus dieser Zeit,

Hinweg von Märkten, Zimmern, Treppenstufen,
Straßenbraus –
Die Waldberge, die Waldberge rufen,
locken mich hinaus!

Bald hab ich diese Straßenwochen,
bald diesen Stadtbann aufgebrochen
und ziehe hin, wo Ströme durch die
Ewig-Erde pochen,
Ziehe selig in die Welt!



Über die Alpen

MAX FRISCH

Als ich vor einer Woche meinen Rucksack packte und nach dem Glarnerland aufbrach, habe ich kaum gedacht, dass ich die Alpen überwandern und bis Locarno kommen würde. –

Nun, ich habe wirklich Glück gehabt: Sechs wolkenlose Tage, und dagegen zählt das kleine Missgeschick wenig, das ich schon am ersten Wandertag habe, im obersten Sandtal gerade am Fuße des Tödi, wo ich einmal in den Bach plumpste, und zwar bis zur Hüfte. Das kommt vor. Man trocknet eben die Hosen und Strümpfe wieder. Aber wie, wenn die liebe Sonne gerade im gleichen Augenblick hinter den Bergen ver-

sinkt? Ich will nicht in nassen Kleidern im Freien übernachten, ich renne barfuß den nächsten Hang empor, um nochmals die Sonne einzuholen, was mir denn auch gelingt. Aber jedes Mal, wenn ich meine tropfenden Kleider ausgelegt habe, kommen auch die verteufelten Schatten wieder und jagen mich immer noch weiter, und so wird es denn ein verzweifelter Wettlauf mit dem sinkenden Tag, den ich natürlich verliere. Denn ich lasse mich von diesen Schatten nicht auf den Tödi hetzen, dazu barfuß und geradezu über die Nordwand; das sind mir meine Socken nicht wert, und so bleibe ich endlich auf einem Felsen stehen, freue mich nun an einem Murmeltier, das mich offenbar noch nicht gehört hat und kaum fünf Schritte vor mir sitzt, und erst als es mit einem entsetzten Pfiff verschwindet, da schlüpfe ich wieder in mein nasskaltes Zeug. Inzwischen ist das ganze Sandtal in Schatten getaucht, und in der Tiefe ballen sich auch schon die grauen Nebel, immer neue; als habe man den Deckel von einer Pfanne genommen, wo eben Kartoffeln gesotten werden. Dann ist es übrigens merkwürdig: Je abendlicher es wird, umso lieber kehren wir auf die

sicheren Pfade zurück, die wir eben noch in jugendlichem Eigensinn verschmäht haben, weil sie allgemein und ausgetrottet sind; ja, am Ende ist man zufrieden, wenn man sie überhaupt noch findet, und benützt nun dankbar die Brücken, die schon da sind ...

Um sechs Uhr ist alles eingenebelt, ein Weitergehen nicht anzuraten, und so schlage ich denn mein Zelt auf, wo ich eben stehe. Das ist auf zweitausend Meter, wo man die Pflöcke nur mühsam in den steinigen Boden bringt. Aber nach einer Viertelstunde ist alles aufgebaut und behaglich eingerichtet; ich schlüpfe hinein, und als auch der Tee schon leise summt, sind die Nebel auf einmal wieder weg, und es wird noch ein klarer und herrlicher Abend. Ich strecke den Kopf aus dem Geborgenen und schaue auf den nahen Gletscher und denke, dass sie nun in Zürich, wenn sie aus dem Geschäft kommen und über die Brücken gehen, auch an diese Wand sehen, die gerade vor meinem Zelt steht, an diese ungeheure Nordwand des Tödi. In Zürich haben sie um diese Stunde noch Sonne, und ich denke nicht ohne Neid daran; denn hier, wo ich in nassen Kleidern liege, schleicht schon die

feuchte Nacht um mein Zelt und um den Herd, der einen zuckenden Feuerschein wirft. Als ich endlich meinen Tee geschlürft und wieder neues Wasser aufgestellt habe, falls ich in der Nacht friere und mich mit heißer Suppe unterhalten muss, da ist die Wand noch immer voll blutender Sonne, und man lässt seinen Blick nicht mehr von diesen zerschundenen Felsen, die wie gotischer Zierrat sich in den Himmel türmen, immer höher und schlanker und noch höher. Es wundert mich nicht mehr, dass es ein Pater gewesen ist, der zum ersten Male diesen Berg bestiegen hat. Aber nun wird es sehr einsam um das glühende Kliff, das noch immer aus der steigenden Schattenflut der Nacht ragt, und man möchte nicht in solcher Wand stehen, so herrlich es auch in diesem Augenblick noch sein müsste; wie Kohlen brennen die Felsen, und es ist, als wolle der Berg sich verschmelzen. Aber das ändert ja alles sehr rasch; schon zeigt es sich, dass es nur eine Glut der Oberfläche ist, und nun scheint es, als sei der Fels verkupfert, und dann ist es bloß noch ein matter Rost ... In wenigen Atemzügen ist alles erloschen. Wie eine Schlanke steht der Berg, und aschgrau ist

der ganze Kessel des Tales, wo man bloß noch das Rauschen der Wasser hört, die über Felsen stürzen, ein Rauschen ohne Ende. Am hohen und klaren Himmel aber, der seinen Glanz bloß verdunkelt und nicht verliert, sickern bereits die ersten Sterne herein, so funkelnd in dieser lichtlosen Nacht.

Am andern Tag geht es über den Sandpass, der ins Bündnerland führt, und als ich gegen Mittag den grünen und gischtenden Rhein überschreite, ist es wieder sehr heiß; aber die Bauern scheinen froh, dass es Sommer wird, und in allen Feldern arbeiten sie am Emd, das sie verzetteln oder schon auf Wagen laden, und es hat immer einen beinahe feierlichen Reiz, wenn Menschen in den Feldern stehen. Da und dort steht auch noch das blassblonde Korn, und auf der Landstraße ist es staubig, dass man nach jedem Wagen das Gesicht verdecken muss.

Auf der Greina oben, die ich in steilem Anstieg erreichte, treffe ich drei Männer, die ihre großen Säcke mit Enzianwurzeln gefüllt haben; sie erklären mir, was sie daraus machen, und lachen dabei verschmitzt. Dann gehen sie weiter auf dem verwegenen Felsweg, der über eine herr-

liche Schlucht führt, und der Staub, den ihre Schuhe aufwirbeln, schleiert über den Abgrund hinaus, wo er in der Abendsonne manchmal wie glühender Rauch ausschaut. Im Tal von Somvix ist schon der graublau Schattendunst, und darüber wird der Raum so klar; wieder sehe ich den fernen Tödi, nun von der andern Seite, und dann ist es immer erfreulich, wenn man auf einer Höhe steht und sehen kann, dass man vorwärtskommt ...

Viele kleine Schritte machen eben dennoch einen großen Weg, und als mich wieder ein nächster Abend überholt, da bin ich schon drunten im Tessin, da habe ich bereits vom roten Wein getrunken und einer schwarzen Donna nachgestaunt – noch lange halte ich verschämt meinen Stoppelbart und weiß nicht, ist es der Wein oder das Weib, was mich also verblüfft, oder nur mein Stoppelbart?

Es ist zwischen Olivone und Aquila, und wieder habe ich für mein Zelt einen Platz, der einem Herrenhaus nicht übel anstünde; man sehe diese grüne Terrasse über dem Fluss, die von Büschen und Erlen umstellt ist, und diesen freien Ausblick ins Tal! Ich frage den Mäher, ob er ir-

gendwas gegen mein Zelt habe, und da nickt er heftig und will mir Milch bringen. Wir verstehen uns also nicht, aber wir sind uns einig. Ich lasse ihn später ins Zelt schauen, und er nimmt die Mütze ab, da er sich hineinbückt. Als alles getan ist, lade ich ihn zu einer Zigarette ein, sozusagen auf meine Terrasse hinaus. Aus dem Tal bimmeln die Glocken, und ich sage ihm, dass ich von Zurigo komme, und er weiß, dass Zurigo eine Stadt des Handels ist. Ein anderes Mal, als wir uns wieder nicht verstehen, lächeln wir bloß, als wollten wir sagen, es komme ja nicht auf Worte an.

Unterdessen dämmt es um die fernen und zarten Berge, deren Farbe nun einem Pfirsich gleicht; es ist, als verlören sie ihr körperliches Gewicht und seien nur noch auf den Himmel gemalt, auf die tiefe und violette Nacht, wo nun auch der Vollmond erscheint; silberblass und groß und einsam schwebt er über das Tal hinaus. In den Erlen rieselt das Laub wie ein glänzender Schleier. Endlich spicken wir unsere Zigaretten weg, die noch einmal aufglimmen und verlöschen in der Nacht ...

Am andern Tag, es ist gerade Sonntag, komme

ich durch ein Dorf, wo offenbar ein großes Fest ist; in Blumenschrift hängt es über der Straße: Ave Maria. Es ist mit einer kindlichen und rührenden Mühe geflochten. Auch alle Fenster sind bekränzt, die Steinplatten vor den Türen ausgelegt mit Moos, ein dunkelgrüner Teppich, wo es wieder mit weißen Blumen heißt: Ave Regina Salve. Und von andern Dörfern kommen die Bäuerinnen, ganze Gruppen, mit ihren Kindern im Arm. Es ist ein glühender und windloser Mittag, schlaff hängen die Fahnen vom schlanken Campanile. Sogar der Brunnen, wo ich trinke, ist festlich verziert, und man freut sich, wie alle, auch die ärmsten Häuser, mitmachen.

Es ist dunkel, als ich in Bellinzona aus der Bahn steige und wieder weiterwandere; wie ein weißer Kreidestrich führt meine Straße in die große Ebene hinaus, und in den Sümpfen pfeifen die Brachvögel, in den Wiesen zirpen die Grillen, und so surrt und singt die ganze Sommernacht, und dieses Mal steht der Mond über hohen und weiten Maisfeldern, deren Flut ganz leise wogt und glänzt ...

Es ist meine letzte Nacht im Freien. Wie bedauere ich das; denn im Freien, wo dich die viel ge-

nannten Hähne wecken oder das erste Licht, das den Nebel über der Wiese wieder grau macht, ist immer ein gutes und gesundes Erwachen, ein dankbares Erwachen. Da gibt es nicht die trostlose Frage: Wozu wieder aufstehen, wozu dies alles? Denn alles ist froh, dass wieder ein Tag geschenkt ist, und alles hat wieder eine frische Farbe, und auch der Wanderer ist guten Mutes, der um diese Stunde aufbricht, wenn es sich in den Bauernhöfen rührt und die Sonne langsam ihre ersten Strahlen schickt. Eben treffen sie die Ebene wie ein schräges Bündel gläserner Speere.

Gegen acht Uhr erreichte ich Locarno. – Nun bin ich eine Woche nicht mehr aus den Kleidern gekommen, und wie gerne werfe ich mich nun in den glitzernden See, in dieses klare, weiche und immer frische Gewand des Wassers, das unsere schwimmenden Glieder so kantenlos umfängt! Noch kann ich es kaum fassen, dass es ein Dasein ohne Rucksack gibt, und mich dünkt, noch nie habe ich das Baden so genossen, wie eben jetzt, da es die lange Sehnsucht heißer Wandertage erfüllt.

Das Geheimnis des Schauens beim Gehen



Nur wer auf die Berge steigt,
kann die Höhe des Himmels ermessen.

CHINESISCHES SPRICHWORT

Lied des Wanderers

CÄSAR FLAISCHLEN

Abendrot schon gegen Westen
lenkt die Sonne ihren Lauf,
immer neue Gipfel aber
steigen vor dem Wanderer auf!

Ach, es ist ein mühsam Ringen!
und was lohnt am letzten Schluss?!
Immer steiler führt es weiter,
immer müder wird der Fuß ...

Immer neue Gipfel ragen
über den erklimmenen auf!
Ach, und immer abendtiefer
senkt die Sonne ihren Lauf!



Quelle

JÖRG ZINK

Es ist eine Erfahrung, die der machen kann, der in den Alpen wandert. Er kommt durstig an ein Schneefeld oder an eine Gletscherzunge und trinkt das tauende Wasser. Aber es stillt den Durst nicht wirklich. Kommt er wenige Hundert Meter tiefer an eine Quelle, die aus der Erde bricht, so entdeckt er den Unterschied. Wasser erquickt erst wirklich, wenn es in die Erde eingedrungen, durch die Erde geflossen und als Quelle wieder ans Licht getreten ist.

Woher das kommt, kann ich nicht naturwissenschaftlich erklären, aber jeder kann schmecken,

dass Gletscherwasser und Quellwasser nicht dasselbe sind.

Denn ein Wort, das von oben herabtönt, tröstet nicht.

Es muss durch einen Menschen hindurchgegangen sein und sich in ihm, in der Dunkelheit seines Wesens und Schicksals, verändert haben. Das Wort von Gott tröstet, weil es aus dem Munde jenes Meisters kommt, der zu uns herabkam.